

Erstveröffentlichung

Der Beitrag wurde präsentiert im
Panel I *Netzwerke begreifen* am 11.
Dezember 2003.

Wissen ist stets einem Prozess der »Verräumlichung« unterworfen. Spatialisation ist vielleicht die genauere Formel, um einer Substanzialisierung von Raum zu entgehen, und diese kann mit »Raum Werden« oder »Räumlich Werden« übersetzt werden. Denn nicht geht es um einen »Behälter-Raum« von und mit Wissen, als vielmehr um Verhältnisse, um Relationen, die Wissen ermöglichen. Ich will also von Raum-Verhältnissen ausgehen und mit dem »Verhältnis« oder der »Relation« bereits eine Qualität von *spatiality*, von Räumlichkeit benennen. Was aber ist Raum als Prozess und Relation?

Ich greife als erstes eine Formel aus dem *Laokoon* von Lessing auf: Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper, die Körper der Menschen, der Dinge, die sich nebeneinander befinden, sich verketteten und ereignishaft in Beziehung treten können, bilden Raum aus. Das Nebeneinander oder die Juxtaposition, man könnte auch von einer formalen Koexistenz der Körper reden, beschließt die erste Voraussetzung für den Entwurf einer Theorie der Räumlichkeit. Die zweite Voraussetzung resultiert aus der Koinzidenz der Körper, ein Aufeinander-Bezug-Nehmen und Interagieren der singulären Körper und Dinge, ausgelöst durch ein Ereignis, eine Inzidenz.

Dass in einer bestimmten Situation Elemente sich als nebeneinander oder koexistent wahrnehmen und es über eine Inzidenz, ein Ereignis, zu einem Aufeinander-Sich-Beziehen, also einer Handlung kommt, formt ein Raumverhältnis aus, das Wissen ermöglicht.

Die erste Voraussetzung ist gekoppelt an eine bestimmte Wahrnehmungsleistung oder auch Wahrnehmungstechnik, man könnte von Praktiken der Sichtbarkeit reden, die eine Ordnung der Sichtbarkeit ausbilden. Michel Foucault hat zu diesem Verhältnis von Raum, Sichtbarkeit und Wissen in seiner ersten Phase die wichtigsten Texte verfasst, bspw. der Raum der Klinik, der ein bestimmtes ärztliches Blickregime ausbildet und für ein völlig neuartiges Wissen vom menschlichen Körper einsteht. Oder das Bentham'sche Panoptikon, das als Diagramm eines Machtmechanismus von Foucault auf unterschiedlichste Institutionen wie Schule, Gefängnis und Fabrik angewendet wird.

Die zweite Voraussetzung, die Koinzidenz, ist handlungstheoretisch relevant. Ein Ereignis löst eine Kontaktaufnahme, eine Aktion und eine Reaktion aus, ein Gespräch etwa, eine Analyse oder eine Intervention, Akte, die die ursprüngliche Anordnung verändern. Man kann diese zweite Voraussetzung auch die performative Dimension des Raums nennen.

Dieses hier schematisch entwickelte Verständnis führt zur Definition des relationalen Raumes als Basisphänomen unserer Lebenswelten. Den Raum als Relation denken – statt als Sein oder Erscheinungsform *a priori* – bedeutet, ihn als Instanz der Operationen: Koexistenz, Inzidenz und Koinzidenz, Verkettung, Ereignis und Performanz zu denken.

Im Laufe des Zivilisationsprozesses passiert Raum-Werden immer mehr mit Hilfe von Techniken, von symbolischen Zeichensystemen und Expertensystemen (wie Anthony Giddens formulieren würde). Diese entbetten den Einzelnen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen und generieren neue soziale Beziehungen und Wissenstransfers. Technische Netzwerke wie das Internet erschaffen Raumverhältnisse, indem sie

1. eine Koexistenz von Technik, Wissen und Lebenswelt hervorrufen,
2. über Browser (ein Expertensystem) einerseits Verbindungen zu weit entfernten Menschen aufbauen, damit ein neues soziales Nebeneinander, neue Verkettungen möglich machen. Zum anderen, indem sie Tauschakte über Kodes initiieren, die einer völlig neuen Distributionslogik folgen.

Ich möchte nun im Einzelnen diese zwei Modelle darstellen und stets von Neuem darauf verweisen, dass Netzwerke Raumtechniken in dem oben beschriebenen Sinn sind, als Verkettung und Ereignis, als Aufbau von Sichtbarkeiten und performativen Zonen. Zugleich soll im Anschluss an das jeweilige Kapitel eine knappe Analyse der Praktiken der Internetplattform *Kakanien revisited* (Kk.rev) stehen.

1. Die Kunst, zu koexistieren

In einem ersten, mit Gilles Deleuze entwickelten Schritt, soll das Netzwerk »Internet« als eine Technik, ein massenmediales System exploriert werden, das eine virtuelle Koexistenz aufbaut zu unseren Diskursen und unserer vortechnischen Lebenswirklichkeit. Das Virtuelle ist dabei jedoch nicht als das »Unwirkliche« misszuverstehen. Virtuell ist das Internet insofern, als sich mit ihm ein reines Wissen (und ein reines Soziales) etabliert. Ich schlage vor, davon auszugehen, dass das Netz die Totalität des Wissens – alles verfügbare und in der Zukunft zur Verfügung stehenden Wissens – verkörpert. (Auf das »reine Soziale« will ich in diesem Kontext nicht eingehen.) Wir können dieses Wissen, das selbstverständlich nicht die Summe alles Einzelwissens meint, zum besseren Verständnis auch temporalisieren, indem wir sagen, das Wissen ist reine Vergangenheit, reines Archiv, ist Gedächtnis-Sein. Als Gegenwart hingegen ist das Wissen stets schon aktualisiert, ist Arbeit am Einzelnen. Als Zukunft ist es ein utopisches Gemenge – alles noch mögliche Wissen. Diese Technik-ontologische Perspektive – die ich begleitend zu einer historisch-anthropologischen Perspektive hier darzustellen versuche – geht von einer mit dem Internet erstmals erreichten Adäquation von Technik, Diskurs und Leben aus. Internet und Mensch bilden qua Relation einen eigenen Raum aus. Nicht geht es um das Nacheinander – zuerst das Leben, dann die Diskurse und viel später das Netz –, sondern um deren Koexistenz. Es gelingt das, was ich eine relationale Wahrnehmung, eine bestimmte Ordnung der Sichtbarkeit von Mensch, Wissen und Netz nennen möchte. Dies lässt sich nun konkretisieren.

Angenommen wird, dass die Arbeit an einer Website vergleichbar ist mit dem Sprung in das »reine Wissen«. Wir versetzen uns mit dem Hinüberwechseln ins Netz mit einem Schlag in alles Wissen dieser Welt. Das Wissen wird aufgerufen (*appel*), ontologischer Sprung ins Virtuelle, als Koexistenz aller verfügbaren Datenbeständen – auf diesen Aufruf folgt ein Abruf (*rappel*), oder eine Evokation als Koinzidenz, das Wissen wird abgerufen, nimmt Gestalt an, aktualisiert sich auf der (Interface-)Ebene, auf die wir uns versetzt haben. Die Rede ist von zwei Sphären, sie sich relational zueinander verhalten: die eine, die ständig vergeht, stets von Neuem aufgefüllt wird, sich verändert, eine faktische Dimension hat (Gegenwart des Monitorbildes) und eine andere Sphäre, die zu sein nicht aufhört, durch die aber jede Gegenwart hindurchgeht (reine Vergangenheit, reine Zukunft des Wissen). Es gibt keinen graduellen Unterschied zwischen beiden, denn beide sind wesensverschieden, dennoch verweist das Faktische darauf, dass das ganze Wissen mit jeder seiner Erscheinung koexistiert.

Das, was wir als Screen am Monitor sehen, ist gegenwärtig, hat (s)eine Gegenwart für uns als Leser und Verwender. Zugleich ist der gegenwärtig-aktuelle Screen auch bereits vergangen, »noch gegenwärtig und schon vergangen, beides zur gleichen Zeit [...] Die Vergangenheit – ebenso wie die Zukunft – folgt nicht auf die Gegenwart, die sie nicht mehr ist, sie koexistiert mit der Gegenwart, die sie gewesen ist. Die Gegenwart ist das aktuelle Bild, und seine zeitgleiche Vergangenheit ist das virtuelle Bild.« (Deleuze) Das »reine Vergangene«, das ist, übertragen auf das Netz, das »reine Wissen« – als ein »reiner Raum« des Gedächtnisses und der Gesellschaft. Konkret ist dieser Prozess erfahrbar in dem unendlichen Verweisungszusammenhang, der Hypertextualität des Netzes, die jeder Entität »das Genick bricht«, da das aktuell Sichtbare am Monitor – als partikulares, nur vorläufiges Sinneteilchen – stets über sich hinaus weist. Das gerade Sichtbare steht in mannigfachen Beziehungen zu anderem, (noch) nicht Sichtbarem. Genau diese Verräumlichung, diese virtuelle Koexistenz von Sichtbarem und Unsichtbarem, das Nebeneinander und nicht Nacheinander von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, das ist das eigentlich Fulminante des Netzes, seine Virtualität. Die gesamte Interface-Logistik, die Navigation ebenso wie die Grafik, sind kontinuierliche Versuche, diese virtuelle Koexistenz verfügbar zu halten.

Viele Internetseiten nutzen diese ontologische Disposition des Arbeitens an einem Rechner: die verräumlichende Koexistenz der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Die drei Zeiten, bzw. dieser eine Raum, korrelieren mit den drei Prozessen des vernetzten Computers: Speichern, Übertragen, Prozessieren. Speichern meint die Aufbewahrung des Vergangenen in Archiven, Übertragen zielt auf das Nach-vorne-Holen der Daten aus dem Speicher/ von der Festplatte des eigenen oder eines anderen Rechners zum Interface, Prozessieren definiert das vielfältige Bearbeiten der Daten, die Interaktion mit ihnen.

Kkrev legt, so meine These, eine de-historisierende, zugleich re-historisierende Etüde auf dem Parkett seiner Internetpräsenz vor. Zum einen vertraut man auf die de-historisierende Praxis eines Portals, Texte zu versammeln und zu verketteten, denen aus der Gegenwart Mittel-

Ost-Europas heraus eine Unzeitlichkeit zugesprochen wird. Man tut so, als ob das geopolitische, mittel-osteuropäische Zentrum von einst problemlos überführbar ist in die Praxis des 21. Jahrhunderts. Doch zugleich wird dem Unternehmen eine re-historisierende Umarmung seiner Exponate wichtig, in dem das Einst mit Begriffen des Jetzt beschworen wird und jener Sammlung eine Art postmoderne Absolution zuteil wird. Dieses Verfahren gelingt, da die Netzpraxis eine Überformung der Gegenwart des Interface durch das gespeicherte, kulturelle Gedächtnis – also bspw. die interkulturelle Praxis eines Städteverbundes um 1900 – ganz grundsätzlich ermöglicht, ja sogar wünscht. Die Synchronisierung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im virtuellen Raum überzeitlicht das Motiv, macht aus ihm ein Vorbild, dessen Nachbilder wir über das Interface zu genießen in der Lage sind. Gut daran ist, dass die politische Gegenwart Nationen übergreifende Bündnisse zur gemeinsamen Problembewältigung erfordert. Problematisch daran ist, dass die Auratisierung einer vergangenen Epoche Gegenstand auch aktueller Politiken zu sein verspricht, dergestalt jedoch eine willkürliche politische Verengung auf eine Geografie appliziert, die längst vom Weltgeschehen überholt ist.

2. Die Kunst, zu teilen

Das zweite Modell, das ich besprechen will, das performative oder Koinzidenz-Modell, war bereits im Gründungsakt des Internet Anfang der 1990er Jahre emphatisch vorformuliert worden und erfährt seit zwei, drei Jahren mit dem Vorstoß des sog. »Darknet«, eine Art Hypostase.

Die Entwicklung von »Peer-to-Peer (P2P) file sharing Networks« ist die neueste und zugleich älteste Selbstbehauptungsmanifestation des Internet. Mich interessieren an dieser Stelle weniger die Praxen jener Millionen P2P-Freaks, die sich tagtäglich vor allem Musikfiles aus aller Welt auf ihre Festplatten kopieren, es könnten nämlich auch Bild- oder Textfiles sein, als vielmehr die medienontologische Tragweite dieser Technik, ihr Modellcharakter für zukünftige Applikationen. Die Verbindung von Peer to Peer, in der Übersetzung von Gleichen zu Gleichen, installiert ein dezentrales Netzwerk, in dem alle den gleichen Status haben und unter sich Kopien von *files*, oder besser, wie Godard in *Éloge de l' amour* meinte, »lebendige Kopien«, also unterschiedlichste Dateien und Inhalte tauschen können, ohne vorgesetzte Regeln und Autoritäten.

Wichtigste Charakteristik von P2P ist die »bottom-up mode of information distribution«, die erreicht wird über ein Ignorieren/Ausblenden des dominanten Verteilungsparadigmas des Internet, das Client-Server Modells. Dieses legt fest, dass ein Internetdienst als Interaktion zwischen zwei Teilnehmern, dem Dienstanbieter (Server), der zugleich Provider von Inhalten ist, und dem Dienstbenutzer (Client) zustande kommt. In der Welt von P2P jedoch ist ein jeder User zugleich Anbieter und Konsument, Client und Server, Sender und Empfänger, als Ausdruck einer hoch dynamischen relationalen Räumlichkeit. Ich zitiere aus einer Gebrauchsanweisung für P2P:

The users provide all the necessary infrastructure to the network – the hard-disk stored, the processing cycles, the bandwidth and, of course, the vital information content [...] P2P networks such as Kazaa, Gnutella and FreeNet are genuine users' networks: they have no external existence beyond those people who are on the network at a given time.

Als Teil einer P2P-Gemeinschaft koexistiert mein Rechner mit allen anderen der Gemeinschaft weltweit. Gehen wir davon aus, dass diese Gemeinschaft neben anderen Files auch Text- oder Diskursfiles anbietet, verfügbares Wissen also, aus heterogensten Quellen und Positionen komponiert. Starte ich eine Suche nach einem bestimmten Thema, einer Studie oder einfach nur einem Argument, so tritt die Koinzidenz dann ein, wenn das entsprechende File gefunden wurde. Die Datei wird kopiert und auf meine Festplatte transferiert, wo sie nun für andere wiederum zur Verfügung steht, genauso wie alle übrigen von mir verfassten und katalogisierten Dateien. Diese Performanz der Rechner untereinander etabliert jene Diskursräume, die alle bisherigen Archive, Bibliotheken und Tauschstrategien hintanstellen und eine *scientific community* ausbilden, die keine institutionellen Grenzen mehr kennt: Verwissenschaftlichte Copy-Art also!

Die *ad hoc*- und fluidalen Protokolle begründen aus sich heraus eine egalitäre Kommunikationskultur, die das Teilen an die ersten ökonomischen Tauschverhältnisse rückbindet, die »Ware-gegen-Ware-Verhältnisse«. Das Distributionsverhältnis setzt sich mit P2P gegen das

Tauschwertprinzip absolut. Der komplexe Wertschöpfungsprozess der Waren, der Files, wird – zum großen Ärger der Industrie – ignoriert, von jeder bisherigen Wertetransformation wird abstrahiert, das einzelne Musik-, Bild-, Text-File verwandelt sich zu einer neuen *matière première*. Es ist ein Zurück-, oder vielleicht doch ein Nach-vorne-Fallen der Ware vor die relative Wert- und Äquivalentenform. Um Marx zu paraphrasieren: »Es ist, als ob die Waren selbst zu Märkte gehen und sich selbst austauschten«, jedoch ohne sich als Wert zu verwandeln. Die Eigentumsverhältnisse sind in den offenen Tauschverhältnissen aufgehoben, ein Tauschen ohne Äquivalente, ausschließlich mit Files gegen Files. Man könnte an dieser Stelle auch die fabulöse Kommunikationstheorie von Michel Serres einbringen und davon sprechen, dass das Peer-to-Peer System einen großen parasitären Raum an den »Grenzen des Internet« eröffnet, in welchem jeder zugleich Parasit und Wirt ist.

Allerdings gab es bereits von Beginn an vergleichbar partizipative Systeme im Internet, die dem User, wenn auch über den Umweg eines vorgelagerten Servers, die Möglichkeit boten, selbst Inhalte zu generieren, anzulegen und zu tauschen. Die Messaging-Boards etwa, eine Frühform der Mailinglisten, dann die MUDS, die MultiUserDungeon/Domains, ebenso die Internetstädte, *geocities* z.B. Knapp nach der Entwicklung eines der ersten P2P Netzwerke, Napster, sind die Web-Logs die letzte Initiative einer nicht-kommerziellen Nutzung des Internet, eine Art individualisiertes Content-Management-System, worin jeder seine Inhalte publizieren und ein jeder auf diese zugreifen, sie kommentieren und mit eigenem austauschen kann.

Diese nicht ökonomisch regulierten Netzpräsenzen haben zu ihrer primären Aufgabe den Aufbau und das In-Gang-setzen eines diskursiv-sozialen Raumes. Das in der Fachsprache übliche »Sharing« (*file-sharing*) als Prozess des Teilens betont diesen Vorgang, den ja bereits die *communicatio* in den Messaging-Boards als ein Mit-Teilen vorweg genommen hatte. Ich teile das Netz mit anderen und teile auch mich selbst mit, mache mich zum Teil des Netzes. Selbstverständlich kann auch das Teilen Wertschöpfungsketten unterworfen sein, die für den einen eine Bereicherung bedeuten. Doch fördert das Internet ein Teilen unter Gleichen in unterschiedlichster Weise mittels dezentraler Netzwerkbildung, einfacher Bedienung der Tools und unter Wahrung einer gewissen Anonymität. Das Teilen, Tauschen, Partizipieren, Kommunizieren, Kooperieren sind denn auch wesentliche Qualitäten einer Topologie des Internet in der kontinuierlichen Ausbildung seines performativen Wissens-Raums. Dieser belegt, dass »Kommunikation als gemeinschaftlicher Akt wichtiger ist als ihre Inhalte, denn sie erzeugt den Eindruck, eine soziale Existenz zu erwerben, die nicht mehr an physische Orte gebunden ist« (Belting). Leicht verändert würde ich diesen Gedanken von Hans Belting weiterführen und hervorheben: Diese soziale Existenz ist eine geoästhetische Existenz, denn sie ist ausschließlich als Bild-Ton-Text-räumliche, also als ästhetische, als von unterschiedliche Wahrnehmungsweisen aus handelnd, möglich. Das Netz präsentiert sich nunmehr als Netz, als sein transmissio-neller Gebrauch. Und hier trifft das englische *network* die Lage genauer, als das deutsche »Netzwerk« – tatsächlich passiert Arbeit mit dem Netz, nur ist diese nicht mehr in den politisch-ökonomischen Kategorien der Produktion/des Produzenten und der Konsumtion/des Konsumenten zu denken. Der Gebrauch, den ich von Netzen innerhalb von Netzwerken mache, definiert mich als Akteur oder Aktant, der zugleich Wissen hervorbringt und verbraucht, produziert und konsumiert. Ich verfüge über Daten, über die gleichzeitig viele andere verfügen, ohne diese Daten selber herzustellen, zu besitzen oder sie im Verbrauch auszulöschen.

Von dieser Realvision ist jedoch eine Internetplattform wie die von Kkrev weit entfernt: Der Zentralismus wird mehrfach wiederholt, die Seite selbst ist als mächtiges Diskurszentrum angelegt, mit Auswahlverfahren, Disziplinierungen und einer Kommandozentrale. Man kann den Eindruck nicht verwehren, dass hier auch produziert werden soll für eine Plattform, für die »Ideologie« dieser Plattform, und gerade nicht – im Sinne einer horizontalen Verteilung – für die Akteure selbst. Mittel-Ost-Europa-Forschung wird zentripetal, panoptisch betrieben. Doch lässt sich wissenschaftlich vernetztes Arbeiten überhaupt anders denken? Was wäre, wenn man die Zellen in Foucaults Panoptikon als völlig monadenhaft-autarke Zellen denken würde, die untereinander vernetzt sind und ohne Mittelpunkt auskommen? Benötigt man tatsächlich ein »Portal« um einen vitalen, offenen Diskursraum entstehen zu lassen? Jede Zelle könnte in einem P2P-Verband organisiert sein und seine Festplatten allen anderen öffnen. Verwissenschaftlichte Copy-Art also!

Quellen

Belting, Hans: Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München: Fink 2001

Deleuze, Gilles: Bergson. Hamburg: Junius 1989

Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/M.Main: Suhrkamp 1995

Marx, Karl: Das Kapital. Bd. 1. Marx Engels Werke in 23 Bden. Berlin: Dietz 1984

<http://www.cybergeography.org/maps/maps26.html>



Dr. Marc Ries ist Kultur- und Medientheoretiker. Seit 1989 lehrt er in Österreich und Deutschland. 2000-2001 Vertretungsprofessor für Vergleichende Bildtheorie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Von 1997 bis 2001 Leiter des Kunst- und Kulturproviders THE THING Vienna. Projekte und Publikationen im Schnittfeld Medien/Kultur/Architektur und Kunst.

Kontakt: mari@thing.at